

von dem bereits brennenden Dach herabgefallen sein. Jedenfalls sei es aber die Ursache gewesen, daß er und seine Familie dem Flammentode entgingen!

„Haben Sie an der Hand dieses auffallenden Umstandes nicht weitere Nachforschungen anstellen?“

„Es war vergebliche Mühe, da am nächsten Morgen an der Stelle der Mühle nur ein großer Schutthaufen lag!“

„Um das Feuer war also äußerst geschickt angelegt, und der Thäter hatte viel Glück! Doch weiter, die zweite Begebenheit?“

„Fällt genau neun Monate später. Die Ernte war eben beendet. Nach den letzten schlechten Jahren war endlich ein geeignetes gefolgt, und goldgelb hingen die schweren Ähren aus den Bündeln hervor, die man zu großen Haufen zusammentrug, um jene beiden Feime, von denen ich bereits sprach, drunten in der Mühle aufzurichten. In der nächsten Woche sollte die Drechmaschine aus der Stadt herüberkommen, um ihr Werk an dem Ergebnis meiner Aecker zu beginnen.“

Im Krug drunten im Dorf feierte man das Erntefest. Alles war in froher Laune. In einer großen Scheune hatten sich die jungen Leute zum Tanz eingefunden. Franz, auf einer leeren Bierkanne stehend, spielte ihnen zum Tanz auf. Plötzlich ging ein Flüstern und Murmeln durch die bunten Reihen, die Paare lösten sich, die Geige verstummte, und mit einem Schreckensruf blickte Alles zur Thür hinüber, in der, von der untergehenden Sonne grell beleuchtet Clemens Larssen stand. Mit einem Schlage war die gute Laune zerstört, denn der Eindruck, den das Erscheinen des Zuchthäusers hervorgerufen, war ein so erschreckender, daß allen Anwesenden das frohe Lachen auf den Lippen erstarb. Durch die lange Gefängnishaft, durch schmale Kost und Mangel an Luft und Bewegung war dem Vorfahren übel mitgespielt worden. Fohlängig, zu einem Skelett abgemagert, schlich er mit schwankenden Schritten einher. Da dem gewohnheitsmäßigen Trinker plötzlich durch die Dast der Schnaps entzogen worden war, war sein an und für sich bereits ruinierter Körper, der nur künstlich durch den Alkoholgenuss in seinen Funktionen erhalten wurde, plötzlich dem Verfall preisgegeben. Clemens Larssen schien um zehn Jahre gealtert. Die trankhafte Rötung seiner Wangen, die vornübergebeugte Haltung, seine rauhe, heisere Stimme erweckten Grausen bei seinen früheren Bekannten, und wie vor einem Verfehlten schloßen sie aus seiner Nähe. Nur Franz, der wie die übrigen beim Anblick seines Drubers bleich geworden, trat auf ihn zu und reichte ihm als stummen Willkommen die Hand.

„Es ist nur gut, daß Du mich wieder erkennst, Franz!“ sprach darauf Clemens. „Ich dachte schon, Du würdest mir auch den Rücken zuzuwenden, wie die Bagage dort! Komm, steck Deine Fiedel ein! Dafür, daß sie mich so unglücklich grüßten, soll ihnen wenigstens jetzt die Freude des Tanzes verordnet sein! Sehen wir nach Hause!“ Er hatte seines Drubers Arm erfaßt und zog den halb Widerstrebenden mit sich fort. — So hausten nun Beide wieder zusammen in ihrer armenigen Hütte, der Ältere befehlend, Franz wie ein Bubel gehorchend.

„Am Abend des nächstfolgenden Sonntags zog ein schweres Gewitter über Hasselbrink herauf. Der Tag war glühend heiß gewesen, kein Wätzchen regte sich im Walde, schwere, dunstige Luft hüllte Alles wie mit einem grauen Schleier ein. Bald hatte sich der Himmel mit dunklen, drohenden Wolken umzogen, grelle Blitze zuckten auf, und mit immer lauterem Getöse brüllte der Donner dazwischen. Kein Regentropfen wollte fallen, die Gewalt des Sturmes zu dämmen. Altem Fortkommen gemäß ließ ich die Thüren der Ställe öffnen und alle Pferde angeschirrt bereit halten, daß sie, im Fall der Noth, sogleich zur Hand sein konnten. Es mangelte an Leuten, denn mein Verwalter war mit einigen Knechten hinüber nach S. zum Viehmarkt, ein paar Kühe einzulassen. Ich griff deshalb selber mit an. Meine Frau, die immer etwas leidend gewesen, und die seit dem Brand der Mühle auch von beunruhigenden nervösen Anfällen heimgegriffen wurde, ließ ich unter der Obhut meiner Tochter — mein Sohn war zum Besuch eines Kameraden in der Nachbarschaft — in dem weiten Erdgeschoß des Schlosses zurück. Hier war sie wenigstens vor dem aufregenden Schauspiel der draußen tobenden Elemente einigermaßen geschützt, da der Donner nur wie eine ferne Brandung an ihr Ohr schlug, und die Blitze nur in schwachen Lichtwellen zu ihr hereinzubringen vermochten.“

„Ich war hinüber in das Wärrthäuschen am Schloßthor gegangen, man kann von dort die ganze Dorfstraße überblicken und ich wollte mir darüber Gewißheit verschaffen, ob mein Verwalter mit den Knechten und dem Viehtransport schon im Ort angekommen sei.“

„Mittlerweile war es so dunkel geworden, daß man buchstäblich nicht die Hand vor Augen sehen konnte; nur wenn ein Bliz vom Himmel fuhr, lag das Dorf in blaugrünem Lichte vor mir. Drunten, unter dem breiten Vordach der Dorfschenke, gewahrte ich keinen Menschen, auch die Thür des Stalles war fest verschlossen, ein sicheres Zeichen, daß kein Vieh darinnen stand. So wollte ich denn mit der Beruhigung, daß meine Leute noch bei guter Zeit in dem Nachbarn W. einen Unterstand gefunden, wieder ins Schloß zu meiner Frau zurückkehren. Ein heftiger Wind hatte sich aufgemacht, mit kurzen Stößen stieß er sich in dem winkligen Gemäuer der Deconomiegebäude und riß die Schindeln von den Dächern.“

„Mitten in dem Pfeifen des Sturmes war es mir, als hörte ich einen lauten Schreckensruf vom jenseitigen Ende des Schlosshofes zu mir herüberdringen. Zu gleicher Zeit bemerkte ich vor mir am Himmel eine Helligkeit — einen gluthrothen Schein, der mir den Athem stoden machte. Ich befühlte meine Schritte, rufe, schreie durch die Nacht, die mich umgiebt: „Was giebt's dort? Was ist geschehen?“ Da stürzt auch schon mein Gärtner, todtenbleich ein Blindlicht in der Hand tragend, von der Parkseite her auf mich zu und ruft mir mit bebender Stimme entgegen: „Herr Baron, es brennt — die Feime dort drunten — in der Mühle!“
(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Dienstußhende Mädchen, sowie deren Eltern und Vormünder möchten wir darauf aufmerksam machen, daß der Verein Volkswohl in Dresden seit Jahren eine Dienstußmittelung eingerichtet hat, welche sich von Jahr zu Jahr sowohl bei stehenden Mädchen, als auch bei den Herrschaften einer wachsenden Beliebtheit erfreut. Die Stellenvermittlung, welche hauptsächlich in der Absicht errichtet

worden ist, solche Mädchen, die in Dresden fremd sind, von den Gefahren der Großstadt und vor Ausbeutung und Irreführung zu bewahren, wurde im Jahre 1895 von 2094 Herrschaften und 1834 Mädchen benutzt. Der Verein nimmt von den Mädchen nur eine einmalige Vermittlungsgebühr von 25 Pf. und da die Nachfrage der Herrschaften eine sehr große ist, so ist jedes ordentliche Mädchen sicher, daß es auf eine Stelle nicht lange zu warten braucht. Günstig ist noch besonders, daß die erwähnte Stellenvermittlung sich im „Mädchenheim“ des Vereins Volkswohl, Ammonstraße 24 part., 5 Minuten vom böhmischen Bahnhof entfernt befindet, wo die Mädchen gleichzeitig zu den niedrigsten Preisen, wöchentlich 3 M. 70 Pf., täglich 70 Pf., Wohnung, erstes Frühstück und Mittagessen erhalten können. — Da Herrschaften die zu mietenden Mädchen am liebsten persönlich sehen wollen, so ist es zu empfehlen, daß die Mädchen sich nicht auf die Einsegnung ihres Dienstußbuches beschränken, sondern selbst nach dem Mädchenheim kommen.

— Die Spandauer Kassendiebe sind verhaftet! Endlich ist es gelungen, die Einbrecher dingfest zu machen, welche, wie berichtet, die Krankenkasse der Beschäftigten zu Spandau im vorigen Monat um ca. 12,000 M. baar und etwa 58,000 M. in Wertpapieren bestohlen hatten. Die Diebe sind drei in der Artilleriewerkstatt beschäftigte Personen, und zwar: der Feiler Wiedemann, Schreiber Besche und Maschinenbauer Dombrowski. Ein großer Theil des Raubes ist bei den Verhafteten gefunden worden. Die näheren Umstände der Verhaftung sollen auf Wunsch der Polizei noch nicht in die Oeffentlichkeit gelangen, weil zunächst nicht alle Fäden dieser Diebesaffäre entwirrt sind. Die drei genannten Personen wurden seit längerer Zeit von der Behörde Tag und Nacht beobachtet; es fehlte jedoch an ausreichenden Beweisen gegen die Schuldigen und vor allen Dingen auch der Nachweis, wo sich das geraubte Geld befand. Dieser wurde schließlich dadurch ermöglicht, daß man die Verdächtigen recht lange Zeit auf freiem Fuß ließ und sie in ihrer Bewegungsfreiheit nicht beschränkte. Den ersten Anstoß scheint die Frau des Maschinenbauers Dombrowski gegeben zu haben, welche in Berlin fortgesetzt erhebliche Einkäufe machte und an Kaisers Geburtstag mit einer solchen Ladung Paketen zurückkam, daß sie eine Drohsche von Berlin nach Spandau zur Fahrt engagirte. Die Frau hatte in Berlin aber nicht etwa Gebrauchsgüter, sondern allerhand Luxusgegenstände eingekauft, was verschiedenen Personen auffiel. Seit dieser Zeit war eine Spur gefunden, welche die Polizei erfolgreich aufnahm. Es sei noch erwähnt, daß das Geld in der Verhaftung der Verhafteten vorgefunden wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß noch weitere Verhaftungen wegen Hehlerei vorgenommen werden.

— Ein dreifacher Raubmord ist in München verübt worden. In ihrer Wohnung in der Karlsstraße wurden Sonnabend Vormittags die Ministerialrathswittwe v. Roos, deren Tochter u. Dienerin todt aufgefunden. Die drei Frauen waren bereits seit Freitag todt. Das Essen war auf dem Herd angerichtet; die Wittwe und die Köchin lagen übereinander im Kofet, die Tochter der Wittwe auf dem Bette der Mutter. Man fand eine Anzahl leerer Medizinflaschen, darunter eine leere Arsenikflasche. Anfanglich nahm man an, daß eine Vergiftung vorliege, die Section hat aber ergeben, daß der Tod in Folge von Erdrosselung eingetreten ist. Es fehlten Wertpapiere in Höhe von 2500 Mark.

— Von einem neuen Kornbrot wird jetzt viel gesprochen, das eine völlige Umwälzung in der Brodbäckererei hervorzurufen bestimmt sei, das aber bisher wenig ernst genommen wurde. Nun bringt die „Ill. Landwirthsch. Ztg.“ eine eingehende Beschreibung über die Herstellung des neuen Brodes, der wir folgendes entnehmen: Es handelt sich um die Verwertung eines Patents, welches einem russischen Erfinder, dem Kaufmann I. Gilde F. J. Gelind in Riga, ertheilt wurde und welches durch Veseitigung des Mählverfahrens die nach den bisherigen Methoden auszukleidende Kleie im Brode noch verwertbar. Justus v. Liebig äußerte sich über den Werth der Kleie im Jahre 1844 in seinen „Chemischen Briefen“: „Es giebt nur ein nachhaltiges Mittel für die weitesten Kreise, um in Hungerjahren die Noth der ärmeren Klasse zu lindern, das darin besteht, das fein gemahlene Mehl ungebeutelt zu Brod zu verbacken, und daß der ganze im Korn vorhandene Nahrungsstoff dem Menschen zugewendet werden wird. Die Absonderung der Kleie vom Mehl ist eine Sache des Luxus und für den Ernährungs zweck eher schädlich als nützlich... Die Kleie ist durch keinen anderen Nahrungsstoff ersetzbar, denn dieselbe enthält 60 bis 70 Proz. der nahrhaften Bestandtheile des Mehls.“ Den Mittelpunkt des Gelind'schen Verfahrens bildet die patentirte Teigmühle, „Teigmühle“ genannt. Das Korn wird zunächst von Schmutz, Unkraut, Sand und Steinen durch Erhaufter und Trieur auf trockenem Wege gereinigt. Dann folgt eine gründliche Wäsche durch zu- und abfließendes kaltes Wasser. Träbt sich dieses nicht mehr, so wird das Getreide durch heißes Wasser gebräut. Nach einer bestimmten Zeit der Ruhe sinken die guten Körner nach unten, während die schädlichen und minderwertigen Bestandtheile oben auf schwimmen und sauber abgeschöpft werden. Jetzt ist das Korn für die „Teigmühle“ vorbereitet. Es wird nun mittelst Schaufeln auf einen verzinnten Tisch und von diesem in die ebenfalls verzinnte Maschine geschafft, die es in eine grünliche Zermahlungsbreie nimmt und als fertigen Teig an die Knetmaschine abliefern, nachdem es vorher entsprechend gesäuert und mit sonstigen Zuthaten versehen worden. Nachdem die Knetmaschine ihre Arbeit verrichtet hat, wird der Teig nach Passiren einer Formpresse nach den gewünschten Größen abgetheilt und wandert in die Gährformen; aus diesen kommt er in die Backöfen, um als Brod zurückzuführen und endlich in einem Kühlständer auf die für den Genuss zuträglichste Temperatur gebracht zu werden. Bei dem ganzen Vorgange wird so viel wie möglich dafür gesorgt, daß menschliche Hände weder mit Kohlenstoff, noch mit dem Produkt in Berührung kommen. Als treibende Kraft der Maschinen wird bei einer Verarbeitung von 200 Centnern Getreide täglich ein Gasmotor von 25 Pferdekraften verwendet. Um einen Anhalt für den Nährwerth des nach dem Gelind'schen Verfahren hergestellten Brodes zu erhalten, wurden dem Berliner Gerichtschemiker Dr. C. Bischoff ein Roggenbrot, ein Weizenbrot und ein russisches Soldatenbrot, die nach diesem Verfahren hergestellt wurden, zur Untersuchung und Begutachtung zugestellt. Derselbe fand durch die Analyse folgende Werthe: Wasser 51,37 resp. 60,36 resp. 49,73, Stickstoffsubstanz 12,02, 9,20, 11,21, Fett 0,47, 0,26, 0,07, Kohlenhydrate 34,18, 35,09, 35,14, Holzfaser 0,02, 1,21, 1,02, Mineralstoff

0,26, 1,55, 1,02. Dr. Bischoff sagt dazu: „Aus den Analysen folgt, daß trotz etwas höheren Wassergehalts, als dies gewöhnlich in frischem Brod zu konstatiren ist, sämtlichen drei Brodarten ein erheblich höherer Nährwerth zuzuschreiben ist, als er bei den üblichen Brodarten gefunden wird. Die Stickstoffsubstanz erscheint in procentualisch erheblich reichlicherer Menge als bei mehr oder weniger kohlensäurefreiem Brod. Auch die Verdaulichkeit des Brodes dürfte eine leichtere sein, da das Brod sich leichter lockert als bei gebadenem Teigbrot. Es dürfte mithin das vorliegende Verfahren der Brodbereitung besonderer Beachtung werth erscheinen.“

— Die Welt im Jahre 2000! Folgende Zukunftsphantasie Herrn Berthelot's, des neuen französischen Ministers des Auswärtigen, bringt „Der Dampf“ jetzt wieder in Erinnerung mit dem Hinzufügen, daß die ausgeführten Gedanken nicht Eigentum Berthelot's sind, sondern schon vor ihm von Werner Siemens in einem Vortrage „Das naturwissenschaftliche Zeitalter“ auf dem Naturforscher-Congress in Berlin ausgeführt wurden. Berthelot äußerte sich bei Gelegenheit eines 1894 veranstalteten Festmahls etwa folgendermaßen: Die Chemie hat in den letzten Jahrzehnten Großes geleistet; das ist aber nur der Anfang, bald werden viel bedeutendere Fragen gelöst werden. Um das Jahr 2000 wird es keine Landwirtschaft und keine Bauern mehr geben, denn die Chemie wird die bisherige Bodenkultur aufgehoben haben. Es wird keine Kohlenwäsche, folglich auch keine Bergarbeiter-Ausstände mehr geben, denn die Brennstoffe werden durch chemische und physikalische Prozesse ersetzt sein. Zölle und Kriege werden abgeschafft sein, die Luftschiffahrt, die sich chemischer Stoffe als Bewegungsmittel bedient, hat diesen veralteten Einrichtungen das Todesurtheil gesprochen. Das Problem der Industrie besteht darin, unererschöpfliche Kraftquellen zu finden, die sich mit möglichst wenig Arbeit erneuern. Bisher wurde Dampf durch die chemische Energie verbrannter Steinkohlen erzeugt, aber die Steinkohle ist beschwerlich zu gewinnen, und ihr Vorrath nimmt von Tag zu Tag ab. Man muß daran denken, die Sonnenwärme und die Hitze des Erdbodens zu benutzen. Es ist begründete Hoffnung vorhanden, beide Wärmequellen in unbegrenzter Verwendung zu nehmen. Einen Schacht von 3000—4000 Meter zu bohren, übersteigt nicht das Können der heutigen, noch weniger der künftigen Ingenieure. Damit wäre die Quelle aller Wärme und aller Industrie erschlossen; nimmt man noch das Wasser dazu, so kann man auf der Erde alle erdenklichen Maschinen laufen lassen, und diese Kraftquelle wird in Hunderten von Jahren kaum eine merkliche Abnahme erfahren. Mit der Erdwärme würden sich zahlreiche chemische Probleme lösen lassen, darunter das höchste Problem der Chemie, die Herstellung der Nahrungsmittel auf chemischem Wege. Im Grundsatz ist es schon gelöst: Die Synthese der Fette und Oele ist längst bekannt, bald wird man auch die Zusammensetzung der Stickstoff-Elemente kennen. Die Lebensmittelfrage ist eine rein chemische; an dem Tage, wo man die entsprechend billige Kraft bekommt, wird man mit Kohlenstoff aus der Kohlenäure, mit Wasserstoff und Sauerstoff aus dem Wasser und mit Stickstoff aus der Atmosphäre Lebensmittel aller Art erzeugen. Was die Pflanzen bisher statten, wird die Industrie thun, und vollkommener als die Natur. Es wird die Zeit kommen, wo Jedermann eine Dose mit Chemikalien in der Tasche trägt, aus der er sein Nahrungsbedürfnis an Eiweiß, Fett und Kohlehydraten befriedigen wird, unbekümmert um Tages- und Jahreszeit und Regen und Trockenheit, um Frost, Hagel und verderbende Insekten. Dann wird eine Umwälzung eintreten, von der man sich jetzt noch keinen Begriff machen kann, Fruchtfelder, Weinberge und Viehweiden werden verschwinden; der Mensch wird an Milde und Moral gewinnen, weil er nicht mehr vom Morb und der Zerstörung lebender Wesen leben wird. Dann wird auch der Unterschied zwischen fruchtbar und unfruchtbar Gegenden fallen, und vielleicht werden die Wästen der Lieblingsaufenthalts der Menschen werden, weil es dort gesünder ist als auf dem durchseuchten Schlammboden und den stiefpflügen angefalteten Ebenen, wo jetzt der Ackerbau betrieben wird. Dann wird auch die Kunst sammt allen Schönheiten des menschlichen Lebens zur vollen Entfaltung gelangen. Die Erde wird nicht mehr so zu sagen entleert durch die geometrischen Figuren, die jetzt der Ackerbau zieht, sondern sie wird ein Garten, in dem man nach Belieben Gras und Blumen, Wald und Busch wird wachsen lassen können, und in dem das Menschengeschlecht im Ueberflusse, im goldenen Zeitalter leben wird. Der Mensch wird deshalb nicht der Trägheit und der Verderbnis verfallen. Zum Glücke gehört die Arbeit, und der Mensch wird arbeiten, so viel wie jemals, weil er nur für sich arbeiten, um seine geistige, moralische und ästhetische Entwicklung auf die höchste Stufe zu bringen.

— Ein tragikomisches Mißverständnis, so wird aus Petersburg geschrieben, hat sich dieser Tage auf der sogenannten „Petersburger Seite“, dem vorzugsweise von einer armen Fabrikbevölkerung bewohnten Stadttheil, zwischen einem Senator und einem Offizier abgepielt. Einem Offizier, der in vorgerückter Abendstunde diese etwas unsichere Gegen passirte, folgte in naher Entfernung auf Schritt und Tritt ein Herr in Civil, der in dem vor ihm gehenden Jünger des Mars den besten Schutz vor einem etwaigen Raubüberfall zu finden hoffte, während letzterer anfang, sich über den ihm beständig folgenden Civilisten eigene Gedanken zu machen. Als nun der Offizier nach seiner Uhr sehen wollte und diese nicht fand, wandte er sich blitzschnell um, packte den Civilisten am Kragen und schrie: „Sie haben meine Uhr gestohlen, geben Sie dieselbe sofort zurück, sonst geht es Ihnen schlecht.“ Der Civilist überreicht denn auch mit zittrigen Händen dem Offizier eine Uhr und läßt, was ihn die Beine tragen. Zu Hause angekommen, macht der Offizier die Entdeckung, daß seine eigene Uhr auf dem Toilettentisch liegt und er selbst eine fremde Uhr geraubt hat. Der Offizier begab sich nun sofort zur Polizei, um von dem Vorfalle Mitteilung zu machen. Hier rief keine Mitteilung hellen Jubel hervor, denn kurz vor ihm war ein Herr Senator auf der Polizei gewesen, hatte seine Verabbarung angezeigt und in einer für die Petersburger Sicherheitspolizei wenig schmeichelhaften Weise darüber geklagt, daß die Frechheit der Petersburger Spitzbuben schon so weit gehe, daß sie sich zur Ausübung ihres sauberen Handwerkes sogar in Offiziersuniform kleiden.

— Eine wichtige Aenderung im Eisenbahnwesen wurde jüngst auf der Raskau-Oberberger Bahn mit Erfolg erprobt. Derselbe besteht in einer Vorrichtung, welche einem auf der zu durchfahrenden Strecke völlig fremden Wa-